

Liebeshörig.

Roman von **Ferdinand Kunkel.**

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Der Direktor des vornehmsten Detektivbureaus in der Reichshauptstadt, der frühere Kriminalkommissar und Hauptmann der Reserve Lippe legte das letzte Aktienstück in den Ständer und trat nach getaner Arbeit an das Fenster, um auf die lebhaft bewegte Leipziger Straße hinunterzublicken. Der Abend dunkelte herein, bald hier, bald da blitzten die Lichter der Schaufenster auf wie gierige Luchsaugen, die das vorüberflankernde Publikum zu faszinieren strebten.

Lippe dachte gerade darüber nach, welch eine faule Zeit dieser ausgehende Sommer sei. Kein großer Fall, der seine Phantasie anregte, nichts als die milde Schwüle in der Natur und im Leben. Da tickte der elektrische Wecker am Schreibtisch, zum Zeichen, daß noch ein später Klient in das Wartezimmer eingetreten sei. Der Direktor nahm den Hörer ans Ohr, der es ihm ermöglichte, jedes Wort, das in seinem Wartezimmer gesprochen wurde, zu verstehen. Von Minute zu Minute nahm sein Gesicht den Ausdruck schärferer Spannung an, und als er den Hörer hinlegte, blühte es wie Wetterleuchten in seinen Augen auf. Er rieb sich die Hände und murmelte vor sich hin:

„Endlich, endlich!“

Da kam auch schon der Bureauvorsteher herein und meldete den Klienten. Lippe nahm die Visitenkarte und las: „Hatto Freiherr von Mohrungen.“ Keine Berufsbezeichnung, keine Wohnung.

„Ich lasse höflichst bitten, Herr Großmann.“ Der Herr wünscht...“ Großmann unterbrach sich stets, er sprach immer nur zögernd.

„Was wünscht der Herr?“ „Der Herr wünscht keine Unterredung... unter vier Augen, er wünscht... einen Zeugen.“

„Na, dann kommen Sie eben mit herein, Sie alter Freund und treuer Mitarbeiter.“

Ein geschmeichelt lächelnd überstrahlte das Gesicht des schlichteren älteren Mannes.

„Bitte sehr, Herr Baron, nehmen Sie Platz.“ „Herr Lippe, einer meiner Freunde aus dem Automobilklub hat mir Ihren Namen genannt und mich zu Ihnen geschickt, nachdem ich ihm die Geschichte des Todes meiner beiden älteren Brüder erzählt hatte.“

„So ist die Geschichte gewiß recht seltsam?“

„Nein, im Gegenteil, sie ist sogar höchst alltäglich, und ich wundere mich, daß mein Freund befragt ist, aber Sie wissen ja, Besorgnis steckt an, und da bin ich denn hier, Ihren Rat und vielleicht Ihre Hilfe zu erbitten. Aber wie gesagt, ich glaube gar nicht, daß Ihr Eingreifen nötig wird, ich gehöre eigentlich mehr meinem Freunde, und lediglich um ihn zu beruhigen, bin ich hier.“

„Also, bitte, wollen Sie ganz ruhig erzählen.“

Lippe lehnte sich zurück und betrachtete aufmerksam den großen blonden Mann mit dem

einzigem Sohn... doch das gehört nicht hierher — es geht Liebenau doch wieder ganz gut, nicht wahr? Er hat sich wohl wieder rangiert?“

„Liebenau? Wenn Sie mich fragen, Herr Lippe, er ist an seinen Mißerfolgen fast immer selbst schuld. Er gilt nicht als tüchtiger Landwirt, aber er möchte es gerne sein, und darum experimentiert er an seiner schönen Herrschaft herum. Dabei bittet er viele Tausende zu, ohne eigentlich rechten Erfolg zu haben.“

„Aber wir wollen ja nicht vom Grafen Liebenau reden, sondern von Ihnen. Warum eigentlich verlangten Sie bei unserer Unterredung einen Zeugen, Herr Baron? Es ist ungewöhnlich.“

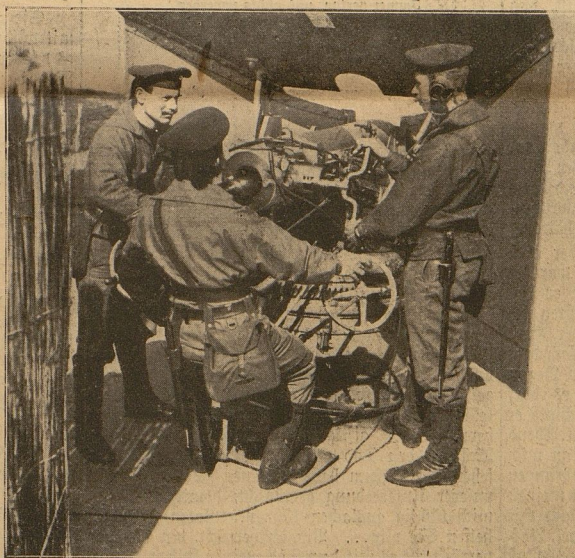
„Sie dürfen nicht denken, daß ich Mißtrauen hätte, gewiß nicht, Herr Lippe, nur damit mich zwei vernünftige Menschen hören und auslachen können. Sehen Sie, ich habe ja die Sache gar nicht so ernst genommen, aber der dicke Kleiß hat mich ängstlich gemacht.“

„Also Herr von Kleiß hat mich Ihnen empfohlen?“

„Ja, ja. Er sagte, Sie seien einer der tüchtigsten und verschwiegensten Menschen, die er kenne.“

„Herr von Kleiß überschätzt mich... also gut, wir wollen Sie auslachen, Herr Baron, wenn Ihre Geschichte zum Lachen ist. In unserem Beruf verlernt man leider fast das Lachen.“

„Glaub's, glaub's... Sehen Sie, mein ältester Bruder Erich Heinrich Mohrungen erbt das Majorat. Es ist eine prachtvolle Herrschaft in Ostpreußen, ein Besitz von ungefähr dreißigtausend Morgen mit allem, aber auch allem, was sich nur ein Landmann wünschen kann. Dazu kommt noch unser schönes Stadthaus in der Dorotheenstraße, wo meine Eltern gewöhnlich den Winter zu-



Unsere Marine in Flandern: An der Schnellfeuerkanone.

offenen, ehrlichen Gesicht, der im Anfang der Dreißiger stehen mochte.

„Verzeihung, Herr Baron, ich kannte einen Freiherrn von Mohrungen, der war sechster Kürassier. Ist das ein Verwandter von Ihnen?“ „Gewesen, Herr Lippe, er ist tot. Er war mein ältester Bruder.“

„Warten Sie, Herr Baron... mein Gedächtnis... Ich erinnere mich noch an einen Herrn Ihres Namens... wenn ich mich nicht irre, war er unter den Chinakämpfern. Ich glaube, er war Artillerist und hat dort wegen Malaria oder irgend so etwas den Abschied nehmen müssen.“

„Das bin ich selbst... Darf ich fragen, woher Sie meinen Bruder kennen?“

„Ganz zufällig. Ich hatte einmal für Ihren Herrn Schwager, den Grafen Liebenau, und seinen

brachten und mein Vater wohnte, wenn Sitzungen im Herrenhaus waren. Also dieser Erich Heinrich, ein fester, robuster Kerl, sage ich Ihnen, ein unermüdlicher Jäger und Reiter... er ritt wie der Teufel auf den Jagden in Dberzig immer voran... fing auf einmal an zu kränkeln... nicht körperlich, sondern mehr geistig. Er war immer müde und hatte Angstzustände. Es kam schließlich so weit, daß er nicht allein im Zimmer bleiben wollte. Ganz seltsame Anfälle bekam er zuweilen. So jagte er mir einmal: „Hatto, weißt Du, jetzt denn, Altwerden?“ fragte ich. „Ich denke, es mußte denn, Altwerden?“ fragte ich. „Ich denke, es mußte ein Kerl hinter mir stehen, oder auch kein Kerl, etwas anderes, was ich nicht greifen und nicht schlagen kann, was ich auch nicht tofschießen kann.“

„Na,“ jage ich, „dann also ein Gespenst.“ Da

wird er auf einmal ganz blaß, fängt heftig an zu zittern, faßt sich am Arm und zieht mich hinaus durch den Park, hinunter nach dem Gassener, wo weite Wiesen sich unabsehbar hindehnen. Dort schießt er sich am allerwohlsten, weil die Landschaft offen war und er ringsum alles übersehen konnte. Wir denken natürlich, er hat sich überarbeitet oder sich Sorgen gemacht, vielleicht auch eine Liebchaft, denn er war unverheiratet. Wir fragen den Arzt, der schüttelt bedenklich den Kopf, um ihn mit kaltem Wasser zu behandeln. Es trat auch vorübergehend Besserung ein, aber gesund wurde er nie. Ich denke, wenn es Frühjahr wird, hat er Beschäftigung und ist viel in frischer Luft, von lieben Freunden umgeben, dann wird sich sein Leiden schon verlieren."

"Es verlor sich aber nicht?"

"Nein, und mein Schwager Liebenau, der zur Birkhahnjagd oft herübergekommen war, der riet, er solle sich in das Sanatorium des Doktors Mühlfort in Wannsee begeben, das sei ihm besonders empfohlen. Dort schritt die Heilung anfänglich sehr gut fort. Ich habe ihn mehrfach besucht, fand ihn wohl und munter, und der Arzt erklärte auch, daß die Angstzustände, die seelischen Zerrüttungen wesentlich zurückgegangen seien. Auf einmal, ehe noch der Sommer zur Neige ging, erhielten wir die Nachricht von seinem Tode. Er hatte einen entsetzlichen Anfall bekommen, die Angst hatte sich gesteigert bis zu einem schrecklichen Tobzustand, wie der Arzt sagte, und einem nachfolgenden Selbstmordversuch. Natürlich wurde die Ueberwachung außerordentlich streng gehandhabt. Er wurde auch nach Tagen wieder ruhiger, starb aber doch im Laufe der nächsten zwei Wochen an den Folgen der entsetzlichen Melancholie."

"Soweit hat der Fall noch nichts Auffälliges."

"Gewiß nicht! Das Seltsame aber ist, daß mein zweiter Bruder, der nimmere nach der Stiftungsurkunde unseres Fideikommisses die Herrschaft übernehmen mußte, nach kurzer Zeit ähnliche Krankheitserscheinungen zeigte, der Fall nahm denselben Verlauf, nur vielleicht etwas turbulenter. Die Angstzustände überfielen den Armen manchmal auf freiem Felde mitten unter den Arbeitern, und er glaubte sich dann bedroht, fiel mit der Reitpeitsche über einen von seinen Leuten her und hätte ihn umgebracht, wenn nicht die anderen dazwischengesprungen wären und himmelhoch gebeten hätten."

"War der zweite Herr Herr Bruder auch Offizier?" "Nein, der hatte studiert und war bei der Boischaft in Petersburg gewesen, ehe er das Majorat übernahm... Also die Leute stellten sich um ihren Herrn herum und sagten: Aber Herr Baron, wir sind noch bei Ihnen, und wir sind dem Herrn Baron alle treu ergeben, der Herr Baron brauchen sich keine Sorgen zu machen, es darf keiner unseren Herrn anrühren. Da beruhigte er sich und ritt nach Hause. Noch am selben Abend telegraphierte unser alter Haushofmeister an mich und auch an Liebenau, wir sollten nach Mohrungen kommen, es wäre Gefahr. Und wir fanden meinen Bruder in einem furchtbaren Zustand, blaß, mit zitternden Händen, er klagte über Schwindel, Aufregung und Herzensangst, im ganzen Schloß mußten die elektrischen Lampen blau verhangen werden, weil ihn das Licht quälte."

Wir hielten einen kurzen Familientrat und beschloßen, daß er sich eine Zeitlang von den Geschäften zurückziehen und in ein Sanatorium begeben sollte. Da sowohl Liebenau als auch ich fest überzeugt waren, Doktor Mühlfort sei der richtige Mann, so überredeten wir ihn, in die Anstalt nach Wannsee zu gehen, und mein Bruder gab auch seine Einwilligung. Der Verlauf seiner Krankheit zeigte eine etwas andere Physiognomie, aber das Ende war schließlich fast dasselbe, die Angstzustände verstärkten sich derart, daß Doktor Mühlfort dem armen Kerl große Dosen Morphium gab, um ihn einigermaßen zur Ruhe zu bringen. Das war vielleicht nicht richtig, denn in einer Nacht — wir wissen nicht, wie die Sache geschehen ist — muß ihn wieder ein Angstfall gepackt haben."

Kurz, schlau, wie derartige Kranke sind, schlief er sich in das Wärterzimmer und erwischte das Morphinum und die Spritze. Ob er sich nun Linderung verschaffen wollte, ob ein Zufall mitspielte, oder ob er seinem Leben hat ein Ende machen wollen, das wissen wir nicht. Jedenfalls hat er sich nicht nur Morphinum-Einspritzungen gemacht, sondern er hat auch zahlreiche fertige Pulver verschluckt. Der Fall wurde, wie uns Doktor Mühlfort mitteilte, so frühzeitig entdeckt, daß eine Rettung hätte möglich sein müssen, aber der Tod läßt eben nicht mit sich spaßen, und der arme Kerl ist gar nicht mehr zum Bewußtsein gekommen."

"Ja, Herr Baron, und nun sind Sie rechtmäßiger Besitzer von Mohrungen, nicht wahr?"

"Seit einem halben Jahre, seitdem mein zweiter Bruder tot ist, ja... und nun kommt das Seltsame, was den dicken Kleitz und nun auch mich stutzig gemacht hat... Wir sitzen zusammen, ein paar Regimentskameraden, und haben eine kleine Bank aufgelegt. Ich verliere ziemlich stark, und etwas, was mir sonst nie passiert, ich regte mich furchtbar auf. Ich kann von dem Gedanken nicht loskommen, daß der dicke Kleitz falsch spielt. Da unterbrach er plötzlich das Spiel und sagte: Wir hören auf für heute. Hatto ist nicht in Stimmung. Danach nimmt er mich beiseite und sagt ganz freundschaftlich: „Du, Junge, so fing es bei Erich Heinrich auch an. Die Luft von Mohrungen scheint euch alle rabiat zu machen. Es wird nicht lange dauern, hast Du dieselben Zerrüttungserscheinungen wie Deine beiden Brüder, ich rate Dir, vertraue Dich Herrn Lippe an, der Tod Deiner beiden Brüder ist nicht mit rechten Dingen

Immer vertun, und nichts erwerben,
Nacht vor der rechten Zeit verleben;
Füllen, Proffen und traun'ne Freud'
Bringen letztlich groß' Verzeiße!
Aelter Spruch.

zugegangen." Ich gucke den dicken Kleitz von oben bis unten an, und es regte sich in mir... ich bin ein — ganz ruhiger Mensch, Herr Lippe, und ein anständiger Mensch... und es regte sich in mir eine bestialische Wut, daß ich am liebsten dem guten Kameraden an die Kehle gesprungen wäre, aber ich sage mir schließlich: Hatto, Junge, kalt Blut und warm angezogen, du hast doch vor den Reitangstforts ruhig gestanden im Feuer, wirst dich doch jetzt von deinen Nerven nicht unterkriegen lassen. Und ich habe es geschafft. Ich habe mich bezwungen und konnte mit Kleitz ruhig über die Angelegenheit reden. So viel steht bei mir fest, ich kehre nach Mohrungen nicht zurück, denn dort herrscht eine giftige Atmosphäre, die meinen Brüdern den Tod gebracht hat... Herr Lippe, sehen Sie, darum habe ich einen zweiten Zeugen unserer Unterredung gewünscht, damit Sie beide mich tüchtig auslachen können. Raten Sie mir, helfen Sie mir... Bin ich verrückt, bin ich schon verrückt, ist es mit dem Tod meiner beiden Brüder nicht mit rechten Dingen zugegangen, bin ich von geheimen Mächten umgeben, die mir nach dem Leben trachten, oder ist das schon der Anfang eines entsetzlichen Familienerbittels, das alle Mohrungen von der Erdoberfläche vertilgt? Ich weiß nicht, bin ich noch vernünftig, bin ich noch der alte Hatto Mohrungen, der mit jeder Gefahr ins Auge blicken konnte... Ich will die Angst nicht in mir aufkommen lassen, denn ich weiß, es geht mir ans Leben, wenn ich sie nicht in mir nieder kämpfe. Ich habe drei Nächte nicht geschlafen, schon verfolgt mich etwas Unheimliches, und so wahr ein Gott im Himmel lebt, Herr Lippe, wenn Sie mir nicht helfen können... dann mache ich kurzen Prozeß und verschlucke eine blaue Bohne mit Stahlmantel."

(Fortsetzung folgt.)

Das Drama von Glossow.

Original-Roman von H. Courths-Mahler.

(Waldbrand verboten.)

I. Kapitel.

Der Freiherr Rudolf von Gerlach auf Gerlachsheim ritt mit seinem Freunde Hans von Seltz, quer über die bewaldeten Dünen, nach der Trollschlucht hinüber. Sie hatten sich von der übrigen Jagdgesellschaft getrennt, um den Weg abzuschneiden und schneller nach Gerlachsheim zurückzukehren, wo Rudolf seine Gäste empfangen wollte, wenn sie von der Jagd heimkehrten. Heute Abend war das große Schloß-Essen auf Gerlachsheim und morgen reisten die Jagdgäste wieder ab.

"Komm, Hans, hier biegen wir ab und reiten über Glossow nach Gerlachsheim. Wir müssen freilich über den Steilweg an der Trollschlucht und haben noch einige ganz beachtliche Hindernisse zu nehmen, aber wir gewinnen eine gute Viertelstunde. Und vor einem fähigen Reiterstückerlein fürchten wir uns beide nicht."

Hans von Seltz lachte.

"Im Gegenteile, Rolf, je toller, je feiner, ich gehe mit durch dick und dünn. Aber erst warte noch eine Minute. Hier von dieser hohen Düne aus hat man einen herrlichen Blick auf die See, den laß mich noch einmal genießen. Uebermorgen ist mein weitester Blick wieder über den Rajernhof und den Grezterplatz."

"Drüben vom Steilweg her hast Du über die Trollschlucht einen viel schöneren Blick. Du brauchst hier nicht zu rasten," erwiderte Rudolf Gerlach und der Freund folgte ihm willig.

Sie ritten die Düne hinab in die Schlucht, die mit wildem Gestrüpp bewachsen war. Dann ging es wieder empor über einen langsam aufsteigenden Weg, der so schmal war, daß nur ein Pferd hinter dem anderen gehen konnte. Zu beiden Seiten fiel dieser Weg steil ab, auf der einen Seite in die Trollschlucht, auf der andern in die bewaldete Ebene. Und je höher sie kamen, je schöner wurde der Ausblick über Schlucht und Dünen nach der See.

Am der höchsten Stelle war der Steilweg plötzlich zu Ende. Von hier aus führte ein jah abfallender Pfad in die Ebene hinab. Rolf von Gerlach, der als erster voranritt, hielt sein Pferd an und wandte sich nach dem Freunde um. So schmal war der Weg, daß es unmöglich war, die Pferde umzudrehen.

"So, Hans — nun verschaufe Dich und Deinen Gaul ein Weildchen und genieße dabei die schöne Aussicht auf das Meer. Nachher müssen wir hier hinunter."

Er zeigte den jah abfallenden Pfad hinab.

Hans lachte.

"Donnerwetter — das wird ein schönes Stücklein. Aber erst die Aussicht! Wunderbar! Es ist doch ein herrliches Gefühl, wenn der Blick so ungehindert umherstreifen kann. Da packt mich immer wieder die Sehnsucht meiner Knabenjahre. Nur meiner Mutter zuliebe bin ich nicht Seemann geworden."

Die beiden jungen Männer hielten eine Weile reglos auf dem schmalen Pfad. Ihre Pferde schienen zu fühlen, daß hier ein einziger unvorsichtiger Schritt für Rolf und Reiter Verderben im Gefolge haben mußte.

Das Kaushen der See drang über Schlucht und Dünen herüber. Scharf hob sich das Schattensbild der beiden Reiter auf der Höhe des Steilpfades von der kleinen, hellen Luft ab. Sie schienen mit ihren Gäulen verwachsen zu sein. Wie Bronzeplastiken hielten sie dort oben und die fleidamen Jagdstoffe umschlossen knapp und fest die beiden schlanken, sehnigen Gestalten. Endlich riß Hans von Seltz seine Augen los von dem herrlichen Bilde.



„So, Rolf,“ sagte er aufatmend, „nun kann es da hinunter gehen. Weißt Du eigentlich, was für ein beneidenswerter Mensch Du bist und wie schön Deine Heimat ist?“

Rolf von Gerlach nickte mit leuchtenden Augen.

„Ob ich das weiß! Mit jedem Atemzuge danke ich dem Schicksal dafür. Aber ich habe noch nicht gewußt, daß Du eine so große Vorliebe für die See hast. Davon hast Du mir noch nie etwas gesagt.“

Hans von Seltz lachte.

„Mein lieber Rolf — eine unglückliche Liebe verbirgt man gern vor aller Augen.“

„Auch vor den Augen eines treuen Freundes?“

„Nun, Dir habe ich doch eben gebedichtet.“

„Ganz recht — eben erst — aber unsere Freundschaft datiert schon seit Jahren. Nun weiß ich doch wenigstens, daß ich Dir mit meiner Einladung nach Gerlachheim eine kleine Freude gemacht habe.“

„Eine große, Rolf.“

„Und nun mußt Du mir versprechen, daß Du Deinen Sommerurlaub in Gerlachheim verbringen willst.“

„Mit Vergnügen, mein Alter. Ich wüßte nicht, was ich lieber tun würde.“

„Warum hast Du nicht schon im vorigen Sommer meine Einladung angenommen?“

Hans von Seltz sah mit ernsten Augen vor sich hin.

„Da war mein Vater eben erst gestorben und meine Mutter so allein. Du weißt, sie hatte kurz vor meinem Vater meinen ältesten Bruder verloren. Ich mochte sie da nicht allein lassen, so gern ich auch zu Dir gekommen wäre.“

„Dein Bruder stürzte bei einem Rennen, nicht wahr?“

„Ja, Rolf, aber lassen wir das ruhen.“

„Und im Sommer kommst Du also zu mir. Ich freue mich darauf. Manchmal wird es dir doch ein wenig zu einsam in Gerlachheim. Der Winter ist lang. Da hat man kaum Verkehr mit den Nachbargütern. Und drüben im Ostseebad Gossorow ist ja im Winter auch kein Mensch.“

Da verreise ich immer auf einige Wochen, damit ich die Fühlung mit der Welt nicht ganz verliere. Weißt Du, im Regiment war es doch manchmal so lustig und vergnügt. Wenn man da nun immer so allein haust, wird es auch mal öde, obwohl ich im allgemeinen mit meiner eigenen Gesellschaft ganz zufrieden bin. Also ich freue mich, wenn ich Dich ein paar Wochen bei mir haben werde. Aber nun vorwärts, Hans, sonst nützt mir das Abbiegen nichts, und meine Gäste erreichen vor mir Gerlachheim. Nimm Dein Pferd scharf zurück und lege Dich soweit als möglich nach hinten. Ich reite voran, da ich den Weg kenne und schon oft hier den Steilpfad herabgeritten bin.“

Sie ritten hintereinander den steilen Pfad hinab. Es war für Rolf und Reiter keine leichte Aufgabe. Die Pferde rutschten zuweilen auf dem Geröll und mußten scharf zurückgehalten werden. Aber die beiden Reiter bewältigten die Aufgabe spielend. Sie hatten die Gänge in der Gewalt.

Unten angelangt, ging es zunächst auf glattem Waldboden geradeaus ins Land hinein. Sie ließen ihre Pferde ausgreifen und kamen schneller vorwärts.

Dann kam ein breiter Graben.

„Vorwärts, Hans! Das ist das erste Hindernis!“ rief Rolf und gab seinem Pferde eine leichte Nachhilfe.

Seite an Seite saukten sie über den Graben hinweg und jagten unaufhaltsam weiter. Bald tauchte ein Zaun auf, der einen Weideplatz umschloß. Friedlich nagte hier eine Herde Kühe das spärlich nachwachsende Gras ab.

„Hallo! Quer über die Weide!“ rief Rolf lachend.

In Windeseile saukten sie, nachdem sie den niedrigen Zaun überprüngen hatten, über die

Weide. Die Kühe starrten glözend herüber und einige stoben erichrecht auseinander. Lachend setzte Rolf über einen der Wiederkäufer hinweg, der stumpfsinnig im Grase lag, und dann ging es im eleganten Satz über den Zaun hinweg wieder ins Freie. Gleich darauf begegnete ihnen ein einzelner Reiter.

„Tag Herr Verwalter! Wir haben Ihren Weideplatz unsicher gemacht, bitte um Entschuldigung!“ rief ihm Rolf im Vorüberreiten zu. Der Glosfower Verwalter Heerfurt nickte lachend.

„Nur nichts, Herr von Gerlach!“ rief er den Reitern nach.

Die setzten ihren Weg fort, bis ein Stück Waldland kam, in dem die Wege mit dicken Baumwurzeln bedeckt waren und zur Vorsicht mahnten. Da mächtigten sie das Tempo für kurze Zeit.

Gleich darauf sahen sie auf einer großen Waldlichtung ein großes, schloßähnliches Gebäude liegen.

„Was ist das, Rolf?“

Hans von Seltz zeigte mit der Reitpeitsche hinüber.

„Das Herrenhaus von Glosfow,“ antwortete Rolf von Gerlach.

„Das muß doch sehr nahe bei Gerlachheim liegen?“

„Ja, etwa eine halbe Stunde entfernt.“

„Es ist wohl nicht bewohnt? Die Fensterläden sind ja alle geschlossen.“

„Das Haus ist seit sechzehn Jahren unbewohnt.“

„Warum?“

Rolf zuckte unbehaglich mit den Schultern.

„Eine schlimme Geschichte hat dies Haus, das so ruhig und friedlich im Waldwinkel liegt. Unsere Bauern ringsum, auch die Dienerschaft, behaupten, daß es in Glosfow spukt. Vor sechzehn Jahren hat sich da drüben ein furchtbares Drama abgespielt und da sehen die Leute nun überall Gespenster.“

„Das ist erklärlich. Was ist es denn für ein Spuk?“ fragte Hans lachend.

„Natürlich weiß niemand etwas Genaues. Ist ja auch Blödsinn. Der Geist des letzten Freiherrn von Glosfow und der seiner Gattin soll umgehen. Man sieht allerlei Schatten durch das Haus huschen. Und in stürmischen Nächten will man flagende Stimmen hören. Na, Du weißt ja, was die Phantasie ängstlicher Gemüter alles zu sehen und zu hören im Stande ist. Schließlich ist in Glosfow genug Gesehenes, was zu solchen Hirngespinnsten Veranlassung gibt.“

„Du sprachst von einem Drama. Was ist denn geschehen?“

„Vor sechzehn Jahren wohnte da drüben froh und friedlich Justus von Glosfow mit seiner schönen Frau und einem fünfjährigen Töchterchen. Sie waren innig befreundet mit meinen Eltern und ich ging damals auch dort aus und ein, als sechzehnjähriger Bursche. Niemand ahnte etwas von einer bevorstehenden Katastrophe. An einem Sommerabend kehrte Justus von Glosfow unerwartet von dem Seebad Gossorow heim — und fand seine Frau in den Armen seines Freundes, eines Herrn von Brochhoff. Von Zorn und Eifersucht übermannt, schoß er erst den Freund und die Frau nieder und dann sich selbst. Er und seine Frau waren sofort tot, der falsche Freund war nur schwer verwundet und hat sich wieder erholt. Ob er jetzt noch am Leben ist, weiß ich nicht. Glosfow steht seitdem verödet. Der Verwalter Heerfurt, den wir eben trafen, wohnt mit seiner Frau drüben im Verwalterhause.“

„Schade — so ein schöner Bau und kein Mensch, der drinnen wohnt. Wem gehört denn Glosfow jetzt?“

„Der einzigen Tochter des freiherrlichen Paars, Susanna von Glosfow. Sie war damals ein fünfjähriges Kind. Von den Schüssen erschreckt, ist sie an jenem Abend mit der Dienerschaft in das Zimmer ihrer Mutter gelaufen, wo ihre Eltern tot am Boden lagen. Sie soll jammervoll geweint

haben, wenn sie wohl auch nicht verstanden hat, was ihr genommen worden war — die Eltern und ihr guter Name. Schauderhaft — es gab damals ein großes Aufsehen. Alle Zeitungen brachten Aufsätze über „Das Drama von Glosfow.“

„Armes Kind! Was ist denn aus ihr geworden?“

„Genau weiß ich es nicht. Ein Bruder ihrer Mutter hat sie gleich darauf mit sich genommen. Er ist ihr Vormund geworden. Dieser Oheim soll eine Art Sonderling sein. Ich hörte von dem Verwalter Heerfurt, daß er als Junggeheile ein ziemlich zurückgezogenes Leben führt in der süddeutschen Unterstadt S... Er ist Professor und lebt seinen Büchern und Sammlungen. Ich kann mir nicht denken, daß eine junge Dame bei ihm sich sonderlich wohl fühlt. Heerfurt deutete mir auch ähnliches an, wenn er sich auch nicht weiter ausdrückte.“

„Dieser Verwalter ist wohl schon lange in Glosfow?“

„Ja, er war schon vor der Katastrophe hier. Uebrigens ein tüchtiger, ehrenwerter Mann, ehrlich und vertrauenswürdig. Ein Glück für die junge Freitin, daß ihr Besitz in solchen zuverlässigen Händen liegt, sonst könnte sie böse Erfahrungen machen. Es kümmert sich sonst niemand darum, wie er wirtschaftet. Wie er es macht, ist es recht.“

„Und all die Jahre hat das schöne große Herrenhaus leer gestanden?“

„So ist es. Das Haus ist abgeschlossen und wird nur zuweilen gereinigt und gelüftet. Die Frau Verwalterin sorgt redlich dafür, daß alles in Ordnung bleibt und daß Mäuse und Motten nicht ihr Unwesen treiben. Heerfurt reist in regelmäßigen Zwischenräumen nach S..., um dem Vormund der jungen Dame Rechnung abzulegen, und er ist ehelich enttäuscht, daß man ihm so gleichgültig alles überläßt. Er jagte mir erst neulich: „Der Herr Professor ist voller Schrüllen und weiß vom hellen Tage nichts. Es ist ihm ganz gleich, was hier geschieht, wenn er nur nicht gestört wird. Und wenn bei meiner Abrechnung die Endsumme stimmt, ist er befriedigt!“ Wie gesagt, wenn Heerfurt nicht ein so ehelicher Mensch wäre, stände es schlimm um Glosfow.“

Die beiden Herren kamen nun wieder auf glatten Boden und beschleunigten das Tempo. Dabei verstummte die Unterhaltung von selbst.

Es ging nun wieder durch dichten Buchenwald, dann über Hecken und Gräben querfeldein. Die letzte Strecke des Weges führte durch einen schönen, alten Park. Wenige Minuten später hielten sie vor dem Gerlachsheimer Herrenhaus.

Das war ein grauer, massiver Bau, mit einem vierrechten Mittelsturm und weit ausgebreiteten Seitenschüfeln, die nur aus dem Erdbeschoß und einem Stodwerk bestanden.

Eine breite, aus flachen Sandsteinstufen bestehende Treppe führte zum Tor empor.

Durch dieses Tor gelangte man in einen großen, hallenartigen Fluß, dessen Fußboden auch mit Sandsteinplatten gedeckt war.

Als die beiden Herren vor der Treppe hielten, kam ein Reitknecht herbei und nahm die beiden Pferde in Empfang. Schon auf der Schwelle des Hauses kam den Herren eine etwa fünfzigjährige Frau entgegen. Sie trug eine breite weiße Schürze über einem schwarzen Kleide und auf dem grau melierten Haar eine weiße, gestreifte Haube. Das war Rolf von Gerlachs Haushälterin, Frau Sieveking.

„Na, Gott sei Dank, gnädiger Herr!“ rief sie Rolf entgegen.

Dieser lachte sie an.

„Was ist den los, Sievekingchen? Haben mich wohl schon wieder einmal mit Schußwunde erwartet?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Langenbacher Franzl und sein Dompfaff.

Von Gustav Schöder.

Wer etwas an den Dompfaffen auszufegen hat, der darf nicht nach Langenbach gehn. Die Langenbacher haben eine lockere Hand und schreiben damit eine recht leserliche Schrift, und wenn es die Dompfaffen zu verteidigen gilt, so könnte es sein, daß da mehr Hände rege würden, als dem Sturmrufet befönmlich und die Schrift lange, lange leserlich wäre.

Notgimpel und Blaugimpel haben sie in den Käfigen. Manchmal nisten sie darin, und es hat so jede Art der Dompfaffen wieder ihre besonderen Freunde. Die roten sind die Männchen, die blauen die Weibchen, und die Meinungen über ihren Wert sind recht geteilt. Manche behaupten, die blauen überträfen die roten bei weitem, andere beweisen an ihren Schützlingen das Gegenteil.

Ich weiß nicht, wer recht hat, muß da aber immer an den Wettstreit denken, den Schneider Hampel mit seiner Frau ausfocht. Sie trugen den Sängerkrieg in der Schneiderhölle aus und es handelte sich darum, festzustellen, wer schöner und besser singen könne. Er knarrte wie eine Holzratsche an Karfreitage, sie sang wie eine ungeschmiedete Spinnradleier, und jedes sang aus voller Kehle, in dem heißen Bemühen, das andere zu übertönen, und es war herzerreißend schön. Bis da einer vorüber ging, stehen blieb und ganz hingerissen durch das Fenster sagte: „Aber das ist jetzt was Schönes, so miteinander! Kann's eines so gut wie das andere.“ Das sah man als Richterpruch an, und der Streit war aus der Welt geschafft.

Daran muß ich mich immer erinnern, wenn ich an die Dompfaffen denke, aber ich bitte darum, daß man das keinem Langenbacher erzählt. Ich komme bisweilen einmal da durch und

Daß einer seinen letzten Pfennig für einen Dompfaffen hingibt, das ist in Langenbach schon das Gewöhnliche, daß einer für einen Liebersänger Schulden macht, ist natürlich, und daß einer frant werden kann um so ein Tierlein, ja geradezu hernach noch einmal umdreht und die Klinker zur Himmelstür, die er schon in der Hand hatte, wieder fahren läßt, weil der Dompfaff ruft, das beweist, wie Mensch und Tier zusammenwachsen können.

Als der Jakob Hohmann auf Urlaub war und seine verwitwete Schwester, Marlene Groschopf, mit ihren zwei Kindern, dem Franzl, der nun zehn Jahre, und dem Dorle, das zwölf war, besuchte, da hatten die Dompfaffen beim Thermometermacher Dreier grade flügge Junge. Und der Dreier hatte Gelzucht. Das Dompfaffen-Männchen sang „Wohl- auf Kameraden auf's Pferd, auf's Pferd“ und das Weibchen „Zimmer langsam voran“. Manchmal jangen sie es auch zusammen, und man wußte nicht, wer es besser konnte, gerade wie bei Schneider Hampel und seiner Frau. Von solchen Eltern konnte natürlich nur das Beste kommen, der Dreier hatte dementsprechend hohe Preise, und die Langenbacher Jungen hatten alle nur einen Wunsch: einen Gimpel aus dem Dreier seiner Zucht.

Natürlich hatte der Franzl Groschopf dasselbe Verlangen, aber er war einer von den Stillen. Was andere herauspölkerten, das behielt er für sich. Er kam darum auch über alles viel schwerer hinweg. Was sich an ihn hing, das hing wie Bleigewicht, und was Wurzel in ihm schlug, das ging bis hinein ins Herz. Lang genug war der Franzl für sein Alter, aber so blaß, daß die braune, volle Locke, die ihm meist in die Stirne herabhing, ausfahr wie Kastanien auf weißer Leinwand. Die blutleeren, schön geschwungenen Lippen kräuselten sich oft in ausgesprochenem, wohl auch unaussprechlichem, weil unklar gefühltem Weh, und die braunen Augen standen unnatürlich groß unter den langbewimperten Lidern. Was Leid war, hatte der Junge frühzeitig erfahren und die Sorge wird einem wohl vertraut, aber niemals lieb und hängt über einem Kinderleben wie Herbstnebel, durch den die Sonne nur eben wie ein matter Delfleck am Himmel sichtbar wird.

Marlene Groschopf friert Puppen. Das ist keine schwere Arbeit, aber wer etwas dabei verdienen will, der muß verstehen, mit zehn Fingern die Arbeit von zwanzigen zu tun, muß die Nacht zum Tage machen und darf der Sonne nur eben einmal verlohnen durchs Fenster zuwenden. Marlene hat ja zwei fleißige Helfer in ihren Kindern, aber wenn die Einnahme außer für Essen und Trinken auch noch zum Zins für das auf dem Häuslein stehende Kapitalchen, und zu den Steuern reichen soll, so darf auch nicht ein Pfennig abseits gehen, auch nicht einer, und was man so „berechtigzte Freuden“ nennt, das ist für das Witwenhäuslein ein Begriff ohne Sinn und Verstand.

Und da kommt auf einmal eine ganz große, große Freude. Also, der Jakob ist da auf Urlaub, erzählt so schön von draußen und hat gar das Eiserne Kreuz. Der nimmt den Franzl zwischen die Knie. „Marlene, mir scheint, Du fütterst den Jungen schlecht.“

„Aber Jakob, bist denn albern worden? Meinst, ich lasse dem Franzl etwas entgehen? So ein Vorwurf für eine Mutter!“ „Na, sei schon gut, Marlene. Ich meine halt so Fleisch ...“ „Ja, Fleisch — Jakob, — kaufen kann man das jetzt nit. Ein halb Pfündel Wurst habe ich mitbracht letzten Dienstag, das hat eine Mark und zehn Pfennige gekostet, und das war der neunte Teil von meinem Lohn selbige Woche. Wir haben ein Schweine in der Stalle, die Kartoffeln werden geraten, und bis dahin müssen wir uns behelfen.“

Da hat der Jakob geschwiegen, hat dabei immer dem Franzl über die braunen Haare gestrichen und hernach gesagt: „Franzl, ich möcht' Dir eine Freud' machen. Jetzt sag: was hältst du gern?“

Der Franzl wurde glührot, warf dem Onkel die Arme um den Hals und flüsterte: „Dem Dreier seine jungen Dompfaffen sind flügge.“

Drauf der Jakob nur: „Komml!“ Der Feldgrau sagte es dem Dreier gleich auf den Kopf, daß es eine Schande wäre, zwei Mark für so einen Piepmaz zu verlangen, und brachte es denn auch dahin, daß sich der Franzl für eine Mark und fünfzig Pfennige aus zwei Heden ein Tierlein herausjagen durfte und einen kleinen Lehrkäfig geschenkt erhielt. Es wäre für das Eiserne Kreuz, hatte der Dreier gesagt, und darauf der Jakob: „Ihr seid ein braver Mann, und — natürlich, muß einer für seine Ware auch rechte Preise haben“ und so waren die zwei in schönster Eintracht auseinandergegangen.

Das also war das große Glück, das in Franzl Groschopfs Leben einkehrte. Er hatte einen Dompfaffen aus Langenbachs erster Edelzucht.

Die Mutter hielt das ja nun für ein besonderes Glück. Sie sagte: „Das Tierlein braucht sein Futter, für zwanzig Pfennige Hanf jede Woche. Das auszugeben habe ich vor anderen Dingen kein Recht. Es gibt Nütigeres.“

Der Jakob trat auf des Franzls Seite: „Marlene, der Junge muß auch eine Freud' haben, nit nur Essen und Trinken. Und das Geld für den Hanf schicke ich aus dem Felde.“

„Dann schon“, sagte die Marlene zufrieden. Vorerst kaufte der Jakob eine Tüte Hanf, die auf Wochen reichte, und von der zweiten Kriegslohnung sandte er gleich drei Mark. Damit war viele Monate auszukommen.

Nun hing also der kleine, verdunkelte Käfig in der gleichmäßig warmen Arbeitsstube, und der Franzl pfiif: „Ich hatt' einen Kameraden“. Daß der Dompfaff ein Vaterlandslied lernte, das war der Franzl schon dem Jakob schuldig. Immer: Ich hatt' einen Kameraden, und wenn dem Jungen der Mund meh tat, so pfiif das Dorle. Es wurde so zur Gewohnheit, daß die Kinder schon vor der Tür, etwa wenn sie aus der Schule kamen, den Mund spitzten und mit dem ersten Schritt über die Schwelle pfiiften: Ich hatt' ... Alles was recht sei, meinte die Mutter, das Lied sei zwar sehr schön, namentlich hätte es ihr gefallen, wenn sie so vor etwa zwanzig Jahren an Sommerabenden auf der StraÙe hin und her geschlendert sei mit den Mädchen, ja — und der Vater sei auch dabei gewesen, — aber

alles, was recht sei, so von früh bis zum Schlafengehen mit Ausnahme der Schulstunden, nein, nein, das sei mehr, als ein Mensch ertragen könne.

„Ja, aber Mutter“, erläuterte der Franzl, „der Vogel darf gar nit anderes hören und immer gleich den ganzen Vers, sonst wird er ein Stümper, und wir sind doch dem Jakob schuldig, daß ...“

„Na ja, schon ...“

Also: Ich hatt' einen Kameraden.

Und eines Vormittags erappte sich sogar Marlene Groschopf darüber, daß sie den guten Kameraden pfiif und dabei maschinenförmig die Fingern aufklebte, brannte und kammte. Franzl Groschopf kaufte Hanf für sein Vögelchen, jede Woche nur für zehn Pfennige. Das Geld ging auf die Reige, und — Jakob Hohmann konnte keines mehr schicken. Der lag droben bei Arras. Das waren schwere Tage gewesen, und der Dompfaff war ausquartiert worden in die Kammer der Kinder. Gerade um die Zeit fing er an zu singen. Dorle und Franzl schlichen am Tage oft an den Käfig und pfiiften. Das waren sie dem Jakob schuldig. Und da fing das Vögelchen an, erst da und hier einen probierenden Ton, dann gleich ein paar Worte und so langsam immer mehr. Als er wieder in die Arbeitsstube einzog, sagte die Mutter wie im Zorn: „Wer soll nun das Futter kaufen? Ich hab' kein Geld dazu.“

Und des Franzls Futtergeld betrug nur noch vierzig Pfennig. Er hat des Tierleins Tagesmengen auf die Hälfte verringert, er hat es mit Kartoffeln, mit Brotkrümeln gefüttert, er hat sich zehn Wochen durchgeholfen und ist selber dabei so nahe an die Himmelstür gekommen, daß er schon die Klinker in der Hand hatte. Alles trug der Junge allein. Es warf ihn auf das Krankenlager. Neben dem Bette stand der Käfig. Der Franzl konnte nicht mehr pfeifen. Das tat das Dorle. Und der Vogel pfiif mit, nie aber den Vers zu Ende. So weit war sein Können noch nicht geblieben. Und der Junge siechte hin. Er verweigerte Essen und Trinken und was er zu sich nahm, schlug ihm nicht an. Die Mutter weinte und betete, sah ihr Kind langsam weniger werden und hatte keine Ahnung, daß sie von dem furchtsamen Seelchen nur die einzige, kleine Last zu nehmen brauchte und verstand nicht die Fingerzeige, die ihr der Junge gab. „Lohnt's jetzt besser?“ fragte er, oder: „Dast viel Arbeit mitbracht, Mutter?“ oder: „Ist jetzt mit manchmal ein Großchen übrig?“ Nur ein einziges, zuverlässiges Wort aus Muttermund, ein einziges Lächeln: „Ah, wir schlagen uns schon durch“, und aus dem Kinde wäre es herausgebrochen wie hochgespannte Lavaglut: „Der Dompfaff verhungert! Erhalte mir meine Freude, meine einzige!“ Aber die Mutter weinte und klagte, klagte und murkte wohl auch. Da froh des Jungen Not flügelahm in den hintersten Herzenswinkel ...

„Dorle“, sagte der Franzl, „wenn ich nur einmal hörte, daß er das Lied zu Ende pfiif, hernach könnten wir sterben.“

„Franzl, um Gott!“

„Dorle, — es ist kein Futter mehr da, — er muß verhungern!“

Der Schrei aus knechtender Not war der Schwester wie ein Strahl, der auf den Weg aus dem Elend heraus wies. Sie rannte hinaus, den Berg hinab, der Mutter nach, die eben liefern ging: „Mutter, bring dem Dompfaffen Hanf mit. Er verhungert. Das ist des Franzls Herzeleid. Gil' Dich, Mutter, und vergiß es nit!“

Des Jungen Herz ging wie ein Uhrenrädlein, hinter dem die Federkraft erlahmt. Es schlug, aber es war, als baumelte es in der Luft, schwingte noch hin und her, aber das Tictact werde immer schwächer.

Die Mutter konnte auf dem Heimwege sein, da langte der Franzl mit müder Hand an das Käfigtürlein, das Vögelchen flog auf des Jungen Zubede, und sang dann und wann einen verlorenen Ton. „Du hast es der Mutter gesagt, Dorle, das mit dem Futter?“

„Aber freilich, Franzl, und verdient hatt'st Du ...“

„Schilt nit, Dorle, wo ich doch die Mutter so oft gefragt habe.“

„Ja, aber so dumm hast's angefangen.“

„Nein, nein, Dorle, nur ich weiß, wie schwer es der Mutter wird...“

„Gar niz weißt Du!“ Dann jauchzend: „Er kann das Lieb, er kann es!“

Auf der Decke sitzt der Dompfaff, blinzelt mit den schwarzen Augenlein und singt das Lied bis zu Ende. Die Kinder sind ganz versunken. Wie in der Kirche ist es. Nur ihre Augen glühen, — dunkel, tief wie Feuer vor dem — Ersterben oder Wiederlebendigwerden, die des Jungen.

Rasche Füße eilen die Treppe hinauf.
„Das ist die Mutter!“ ruft das Dorle.
Der Junge richtet sich halb auf: „Mutter — hast Du...?“

„Ja, Du Dummer, ach Gott, so ein Bub! Da!“
Der Franzl fällt die hohle Hand mit Körnern und lockt den Vogel. Knack, knack, geht es zwischen dem dicken Schnabel, und die Zunge schmagzt ordentlich. —

„Mutter“, sagt der Junge nach einer Weile, „ich darf ihn behalten?“

„Aber freilich, freilich.“

„Und es ist nit zu teuer?“

„Nein, nein, wenn ich auch schon einmal so daher geredet habe.“

„Mutter — ich hätt' Hunger.“

„Gott sei Dank, Franzl!“

Bierzehn Tage später geht der Franzl wieder in die Schule. Die Mutter sieht ihren Kindern nach, die Sonne scheint, und der Dompfaff pfeift: Ich hätt' einen Kameraden.

Marlene Grofshopf aber schüttelt den Kopf. So ein Junge, so ein Zunge! Es muß wohl daher kommen, daß ich nicht in Langenbach geboren bin, sonst hätt' ich den Franzl am Ende gleich verstanden. Gott sei Dank, daß es jetzt nit heißt: Ich hätt' einen Kameraden, gelt, du Notrod mit den schwarzen Augen, gelt, ich hab' einen Kameraden, meinjt.

Eine deutsche Heldin.

Von Gustav Schlipfötter.

In unserm Städtchen wohnt eine arme Waschfrau, die Witwe Mattes. Sie hat nur einen Sohn, ihren braven Fritz, und der ist ihr Stolz und ihre Freude und wird einst ihre Stütze im Alter sein. Witwe Mattes ist als eine brave Christin weishin bekannt. Sie ist fromm und fleißig und dabei stets froh und zufrieden. Vier Tage in der Woche geht sie zu den wohlhabenden Leuten, um wader zu waschen und zu puzen. Da kam nach langem Gemitterdräuen der zuckende Blitzstrahl — die Kriegserklärung, die fast alle Gemüter erregte und in die meisten Familien herbe Völkchen riß. Auch Fritz Mattes mußte sich am zweiten Mobilmachungstage stellen und seinen Schlofferkittel mit des Königs Noß vertauschen. Er tat das gern, wie alle echten deutschen Männer und Jünglinge. Mutter Mattes aber trauerte in diesen ersten Tagen nicht, wie so viele weicherzige Frauen. Sie war recht erdost über die heimtückischen Feinde, die den friedlichen Kaiser so sehr belogen und hintergangen hatten, und sah zudem als gläubige Christin auch den Krieg als ein Stück der Weltregierung unseres weisen Gottes an. Am Abschiedsmorgen schaute sie ihrem lieben Fritz lange und ernst in die Augen und sprach zu ihm: „Lieber Junge, sei recht mutig und getrost. Kämpfe und bete wader! Ich werde auch jeden Tag für Dich beten. Und nun auf Wiedersehen entweder hier oder droben im Himmel.“ Ein fester Händedruck, ein inniger Mutterblick, ein letzter Kuß, — das war der kurze, deutsche Abschied einer frommen Mutter. Fritz ging zum Bahnhof, die Mutter ans Waschfaß. Als gute Leute der alten, verlassenen Frau Trost und Mut zusprechen wollten, verwanderten sie sich nicht wenig über ihre biederere Antwort, die lautete: „Wie schade, daß ich nicht noch mehr Söhne habe, die ich dem guten Kaiser ins Feld senden kann.“

Die ersten Kämpfe waren geschlagen und die starke Festung Lütlich gefallen. Auch Fritz Mattes war beim heißen Sturmangriff gewesen. Einen schönen Brief hatte er der Mutter geschrieben und ihr darin erzählt, wie tapfer die Brüder gefochten und wie schändlich die heimtückischen Franktireurs gehauft hatten. Bald danach kamen die ersten Verwundeten ins Städtchen. Sie wurden ins Krankenhaus gebracht, dessen größter Flügel zum Lazarett eingerichtet worden war, und auf dem die weiße Fahne mit dem roten Kreuz wehte. Noch am selben Abend ging Mutter Mattes ins Lazarett und bot dem Vorsteher ihre Dienste an. Zwei Tage in der Woche wollte sie für die armen ver-

Rufen gefangen genommen. Doch die größte Freude loderte auf, als bei Maubeuge die ersten Engländer gefangen genommen wurden. Der Jubel wollte kein Ende nehmen. Die Glocken läuteten mit aller Kraft und die Fahnen flatterten aus allen Häusern. Kraftvolle Danklieder stiegen zum Himmel empor, und auf dem Marktplatz wurden marftige Reden geschwungen. Auch Mutter Mattes schaute dankerfüllt zum höchsten Schlachtenlenker auf. Ihre Gedanken wanderten oft aufs ferne Kampffeld zu ihrem Fritz, von dem sie bereits zwei Wochen keine Nachricht erhalten hatte. Eine bange Ahnung schlich zuweilen in ihr Herz, doch die laure Arbeit ließ keine Zeit zum Sinnen und Grübeln. Drei Tage nach dem herrlichen Siege brachte ihr der Postbote einen schweren Einschreibebrief mit fremden Schriftzügen. Ruhig erbrach ihn Mutter Mattes und las still für sich:

„Liebe Frau Mattes! Hiermit erfülle ich die traurige Pflicht, Ihnen die letzten Grüße Ihres Sohnes zu überbringen. Er war der beste Mann meiner Kompagnie und starb als ein deutscher Held und ein echter Christ. Seine Kameraden hatten ihn alle lieb, denn oft tröstete und erquickte er die Traurigen und Verzagten durch schöne Lieber, Verse und Sprüche, die er ihnen vorsagte. Dazu war er allzeit tapfer und zuversichtlich. Bei einem Vorgefecht bei Maubeuge wurden einige Kameraden und zwei Offiziere vom Feinde umzingelt. Das sah Ihr braver Fritz. Todesmutig stürzte er vor und rief den anderen zu: „Wir nach! Hier gilt's Kameraden zu retten!“ Mit Kolben und Bajonett ging's auf die Feinde und bald gelang es den Helden, die Bedrängten herauszuhaufen. Doch Ihr tapferer Sohn lag durch sechs Bajonettstiche schwer verwundet auf dem Schlachtfelde. Zwei Kameraden trugen ihn in ein nahes Gehölz. Dankbar lächelte er ihnen zu und flüpfelte noch sterbend: „Gott segne unsern lieben Kaiser und unser schönes Vaterland. Grüßt — — mir — — auch — — mein — — liebes — — Mütterlein!“

Bald darauf verschied er. Am stillen Waldbesrande bestatteten wir ihn mit allen Ehren und schmückten den grauen Hügel mit dem schlichten Kreuz der Liebe. — Nun, liebe Frau Mattes, haben Sie keinen Fritz mehr. Er starb den Heldentod für's teure Vaterland, und das wird Ihnen ein großer Trost sein. Gott der Herr mache Sie stark im Leid und tröste Sie in Ihrem Schmerz durch sein Wort. Als ein letztes Andenken sende ich Ihnen das Eiserne Kreuz, das Se. Majestät der Kaiser Ihrem Sohn für seine Heldentaten verliehen hat. Mit den besten Grüßen Ihr erg. C. R., Hauptmann und Kompagnieführer.“

Mutter Mattes hielt den Brief in der zitternden Hand und ihre Lippen flüsteren ein stilles Gebet. Dann schaute sie auf den Bibelspruch an der Wand und las ihn mit fester Stimme: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Gefaßt ging sie an den Schrank, holte aus dem Album die Photographie ihres Sohnes, schaute das Bild lange an, hing es neben den Wandspruch und das Kreuz der Ehre darunter. Eine halbe Stunde später stand Mutter Mattes wieder im Lazarett am Waschfaß, um mit ihrer Hände Arbeit dem Vaterlande zu dienen.

Als die Nachricht von dem Heldentode des braven Fritz Mattes bekannt wurde, bedauerten alle guten Leute die arme, verlassene Frau und viele suchten sie zu trösten. Doch die wadere Alte hatte anderswo reicheren Trost gefunden und antwortete: „Bedauert mich nicht! Schade, daß ich nur den einen Sohn dem Vaterlande opfern kann.“

Ich aber schaute voll Ehrerbietung zu der armen Witwe auf und dachte: „Sie ist eine große, starke Heldin, ebenso tapfer wie mancher Krieger im Felde!“



Der Eroberer der Feste Vaux

Leutnant Raßow

wurde vom Kaiser mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet.

wundeten Krieger waschen oder andere Dienste verrichten, und zwar ohne Lohn, aus Liebe zum Vaterland. Der Lazarettinspektor war ob dieser großen Opferwilligkeit der armen Witwe sehr gerührt und mochte sie nicht abweisen, befahl jedoch, ihr den üblichen Tagelohn stets auszusahlen. Allein, „Mutter Mattes“, wie die verwundeten Krieger bald die gute, allzeit fröhliche Alte nannten, wußte sich zu helfen. Sie nahm jedesmal ihren Lohn an und steckte ihn dann in die Sammelbüchse des „Roten Kreuzes“, die im Flur des Krankenhauses angebracht war.

Zimmer neue Siegesnachrichten von Ost und West trafen ein. Die Feste Namur war eingenommen worden. Held Hindenburg hatte Ostpreußen geäubert und mehr denn hunderttausend

ziehung sämtlicher ledigen militärpflichtigen Leute. Schließlich aber ging auch dieser schöne Traum dahin, und die Verheirateten müssen sich nun bequemen, das von ihnen nicht gerade angechwärmte Khasi anzuziehen. Doch damit sind die Schreden noch nicht beendet, und wer glaubte, daß die Stala der trüb-seligen Ueberlastungen erschöpft sei, mußte bald seinen Irrtum erkennen. Die neueste Verordnung besagt nämlich, daß es nicht genügt, in die Armee einzutreten, sondern daß man nebst so vielen anderen den etwaigen Bart, den man besitzt, zu opfern hat. Dieser letzte Schlag hat ein mildes Aufklammern des Jornes in den Reihen der Verheirateten hervorgerufen. Denn wie, so fragt der auf seinen Bart stolze Londoner Gemann, werden die Gefühle meiner Frau mir gegenüber sich gestalten, wenn sie mich, den sie seit der Verlobungszeit immer mit Bart gekannt hat, plötzlich durch das Rasiermesser so völlig verändert erblickt? Wer garantiert mir dafür, daß sie mir unter solch neuen Bedingungen ihre Liebe bewahrt? Auch auf diese Fragen, wie auf so viele andere, weiß die Regierung keine Antwort zu geben, und so werden die Verheirateten sich ungetröstet in ihr bartloses Dasein fügen müssen.

Sträflinge für die französische Armee. Der Menschenmangel in der französischen Armee führt wieder einmal zur Erörterung der Frage, ob es nicht angängiger wäre, die Bewohner der großen französischen Verbannungskolonien für Sträflinge als Soldaten an der Front zu verwenden. Der „Petit Bleu“, dem im Hinblick auf die nichts weniger als betriebligende militärische Lage jedes Mittel recht zu sein scheint, bekräftigt diesen Plan, indem er behauptet, daß über 1000 Sträflinge allein in Cayenne seinen sehnsüchtigeren Wunsch hätten, als ihr Blut für Frankreich zu vergießen. Darum sollte man, wenn nötig, ein neues Gesetz einbringen, das die Einziehung selbst der zu lebenslänglicher Strafarbeit verurteilten Verbrecher als Soldaten ermöglicht. Hierbei erinnert das Blatt daran, daß vor ungefähr 15 Jahre tatsächlich eine Zeitlang eine Armee von Sträflingen bestand und sehr gute Dienste leistete. Damals herrschte in der Miniatur-Republik San Domingo wieder einmal eine Revolution, und der damalige Präsident Kimeses sah sich schutzlos preisgegeben, da die regulären Truppen zu den Rebellen übergegangen waren. Was aber tat der edle Kimeses? fragt der „Petit Bleu“. Sehr einfach: er ließ sämtliche Sträflinge frei und bildete mit ihnen eine Truppe, die sich in hervorragender Weise auszeichnete! ... Nun weiß man wenigstens, wo die Franzosen sich ihre Vorbilder holen.

Geld oder Orden. Friedrich der Große pflegte für besondere Leistungen im Kriege nicht nur Orden, sondern manchmal an Stelle solcher Auszeichnungen auch Geld zu spenden. In einem Gefecht hatte sich nun ein junger schneidiger Offizier besonders ausgezeichnet, der König hatte davon vernommen, ließ den Offizier kommen und legte ihm eine Rolle von 50 Friedrichsd'or auf den Tisch, daneben aber einen Orden, und sagte zu dem Offizier: „Hier! Wähl' Er! Eins von beiden kann Er nehmen!“ Der Offizier trat an den Tisch, steckte unbedenklich das Geld zu sich und machte eine militärische Dankeserweisung. Friedrich der Große, der eine andere Wahl erwartet hatte, blickte den Offizier ernst an und sagte: „Bei einem tüchtigen Offizier hätte ich mehr Ehre im Leibe erwartet!“ — „Sire,“ jagte der Offizier, „ich habe Schulden; die will ich so schnell wie möglich bezahlen, das verlangt die Ehre! Den Orden hoffe ich mir wohl noch zu holen!“ — „Bravo! Das laß ich mir gefallen! So mag Er beides nehmen!“, sagte der König.

D diese Kinder! „Sag' mal, Tante, warst Du früher Dichterin? — Aber wieso denn mein Kind?“ — „Nun, die Mama sagte gestern, Du hättest mal in Deiner Jugend schöne Geschichten gemacht!“

Schlafmittel. Kläuber: „Daß Sie bei Ihren vielen Schulden nur so ruhig schlafen können?“ — Schuldner: „Seh'n Sie! Sie sollten eben auch Schulden machen.“

Katonisch. „Werden Sie nach dem Kriege heiraten, Herr Doktor?“ — „Nach dem Krieg möcht' ich meinen Frieden, Verehrteste.“

Zur Seifennot. „Ja, wie schauft denn Du heut' wieder aus, Polbder?“ — „Die Seife ist so teuer, und da hat die Mutter zwei wackelose Tage in der Woche eingeführt.“ („Flieg. Bl.“)

Uebertrumpft. Zwei Bengels streiten sich auf der Straße. „Mit mir sang bloß nicht an, Du, ich hab 'n großen Bruder!“ — „Id hab ooch eenen, du, der is vielleicht 'n bißten stärker als Deiner!“ — „So? Mein großer Bruder hat schon Fardemaß!“ — „Und mein großer Bruder hat schon 'ne Zufaybrotkarte!“ („Luft. Bl.“)

Heiteres



Müller. Wat jagste nu? Italien pfeift uff det letzte Loch.
Schulze. Is et wahr?
Müller. Na, Frankreich hat schonst seine Siebzehnjährigen injestellt, aber Italien jehst bilke weiter.
Schulze. Nann!
Müller. Ja, es hat sogar seine Jubelfeierministerreden injestellt! („Kladderadatsch.“)

Kleines Mißverständnis. Die Herrschaft (beim Verlassen des Hauses auf den Bräutigam der Köchin stoßend): „Ihre Braut ist plötzlich erkrankt, wir müssen ins Restaurant speisen gehen!“ — Bräutigam (sich umdrehend): „Mir joll's recht sein, wenn Sie's bezahlen ... wo gehen wir denn hin?“

Rätsel-Ecke

Rätsel.
I.
Lächeln uns der Ersten Blide,
Sind die Zweiten auch zu jhauen,
Treiben frisch in Dain und Anek,
Daß sich neu die Schöpfung schmide.
Doch das Ganze, — das die Strahlen
Jener Ersten auch erzeugen,
Bringt statt Freuden stille Qualen,
Wie's die Schönen auch verschweigen.
Denn, wie sie's da draußen lieben,
Fliehn sie's an Ich-jest'zt, und hätten
Vor dem Ganzen sich zu retten,
Gern die ersten schon vertrieben.
Hagen Franz.

II.
Sinnliche Tugend, heuchelicher Mord,
Fesler im Kartenpiel — alles ein Wort.
Schülermacher.
Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:
I. Tor. — II. Wanda.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Jilehne

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Niemand hat gesunde Beine

jetzt nötiger als die Daheimgebliebenen. Schwere Leiden sind häufig die Folgen von Krampfadern. Man verlange rechtzeitig bei Haut- und Beinleiden aller Art die Gratsbroschüre, Lehren u. Ratschläge von Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg 23.



Hesse
DRESDEN, Scheffelstrasse, hat allein „Atama“-Straußfedern solche Federn 10 Jahre schön und festest: 30 cm lang 3 M., 35 cm 4 M., 40 cm 5 M., 45 cm 6 M., 50 cm 12 M., 55 cm 18 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15-20 cm breit, fallen 50 cm lang 3 M., 60 cm 6 M. Straußbus 5, 10, 20 M. Heiser 1, 2, 4, 6 M. bis 60 M. Guthlumen 1 Karton voll 3 M.

Kaufe mein Bett.
Gochstein rot, dicht Daunendecke, große 1 1/2, hoch Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Pfund neuen Goldwollen, das Gebett M. 35.—, das alte Bett mit Daunendecke M. 40.—, Bett mit beschaffte, Daunendecke M. 45.—, zweifach löst jedes Bett M. 5.— mehr. Ratschläge gratis. Bestellungen Billig. Kat. frei. 30,000 Kunden. 1500 Dantlar. Bettenfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur

Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmtätigkeit

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18.-** franko.

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G.m.b.H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V... Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F... Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N... Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Proportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B... Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A... Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R... Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L... Friedberg (Oberbay). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin bezulegen.

Dr. A. A... Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R... Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H... München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S... Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W... Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F... Kosheim. daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen....

Dr. N... Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T... Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T... Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W... Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Badekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftsliches und Anzeigen: Fritz Eisfeld, Neudamm — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 63. — Rotationsdruck: Wilhelm Greps, Berlin SW 33.